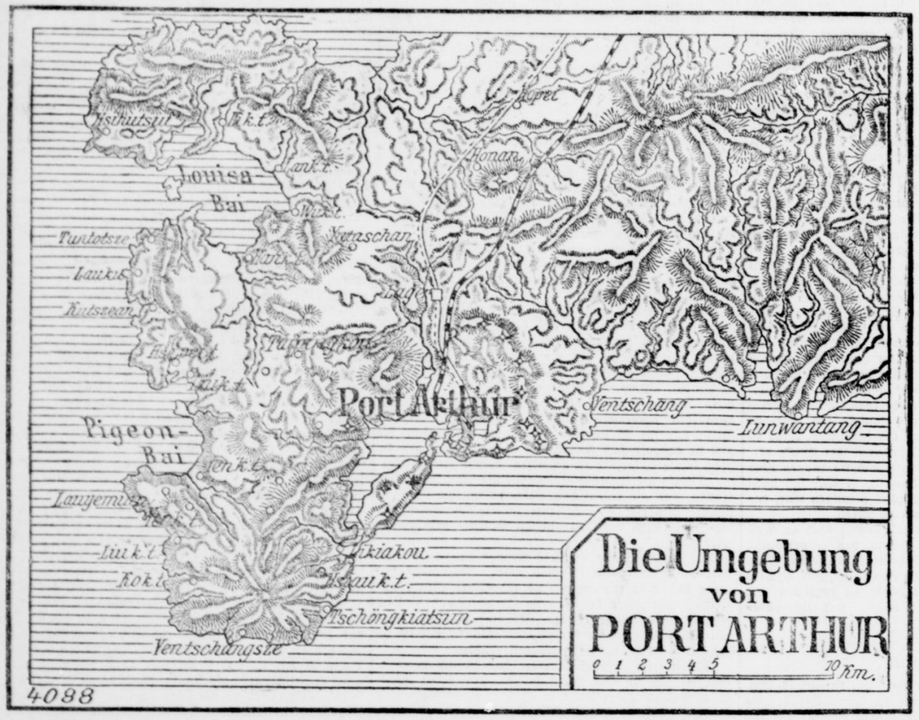


Port Arthur.

Seit der Einnahme von Kintschou schweigt sich die Berichterstattung wieder einmal völlig aus; die Berichte der russischen Telegraphenagentur und die sensationellen Meldungen englischer Blätter, daß die Russen auf ihrem Rückzuge nach Port Arthur jeden Schritt Landes energisch verteidigen werden, daß eine russische Armee zum Entsatz heranmarschiere und dergl. mehr, erscheinen wenig glaubhaft.

Ohne den Russen ihre große Tapferkeit und Zähigkeit absprechen zu wollen dürfte die russische Truppe kaum Gelegenheit finden, sich außerhalb der Forts von Port Arthur nochmals energisch festzusetzen.

Es darf als sicher angenommen werden, daß die Russen auf der einzigen großen Straße, die neben der Eisenbahn in der Nähe der Nordküste sich hinzieht, zurückmarschieren. Angesichts der großen numerischen Ueberlegenheit der Japaner wäre es diesen ein Leichtes, mit einem Teil ihrer Truppen die südliche Straße Dalni — Port Arthur zu benutzen; diese Abteilung, auf der innern Linie marschierend könnte den geschlagenen Gegner von Port Arthur abschneiden. Dieser großen Gefahr kann sich aber die russische Truppe nicht aussetzen und ergibt sich hieraus mit Sicherheit, daß General Stößel seine Truppen ohne Aufenthalt in die Festung zurückgeführt hat. Es sind nun zehn Tage seit dem Gefecht vergangen; in diesem Zeitraum werden die japanischen Divisionen die Entfernungen von 30 Kilometer bereits zurückgelegt und die Festung eng eingeschlossen haben; ja, man kann sogar annehmen, daß die Japaner wenigstens einen Teil ihres Belagerungsparks zur Stelle haben. Ob die Forts von Port Arthur mit ihren über Bank feuernden Geschützen der modernen japanischen Artillerie werden widerstehen können, das müssen die nächsten Tage zeigen.

Industrie, Handel und Verkehr.

Kursbericht im Mai.

Das ungünstige Kursniveau der Reichs- und der preußischen Staatsanleihen setzt gegenwärtig zahlreiche Federn in Bewegung, um die Ursachen dieser Erscheinung, sowie Mittel zur Abhülfe zu erörtern. Dabei wird jedoch vielfach übersehen, daß der Kursrückgang sich keineswegs ausschließlich auf die heimischen Staatsanleihen beschränkt, sondern den Gesamtmarkt der festverzinslichen Werte überhaupt kennzeichnet. Die ziemlich verbreitete Annahme, daß der dreiprozentige Zinsfuß keine hinreichende Anziehungskraft auf den Kapitalmarkt ausübe, kann nicht zutreffend sein, wenn wir sehen, daß auch bei den höher verzinslichen Werten der gleiche oder ein noch stärkerer Rückgang des Kurses beobachtet wird. Zum mindesten ist der Kursrückgang der deutschen Staatsanleihen während des Monats Mai nicht auf die Höhe des Zinsfußes zurückzuführen, da in diesem Zeitraum die besserverzinslichen Werte noch stärker im Kurse gefallen sind als die deutschen Staatsanleihen. Für den Gesamtmarkt der festverzinslichen Werte, soweit diese an der Berliner Börse gehandelt werden, stellte sich der Durchschnittskursus Ultimo Mai auf 95,80 gegen 96,36 Ultimo April. Der Kursrückgang beträgt also annähernd ein halbes Prozent oder genau 0,47, was einer Wertverminderung von im ganzen rund 920 Millionen Mark entspricht. An dieser Wertverminderung sind die deutschen Staatsanleihen mit rund 11 Mill. lionen Mark beteiligt. Ihr Kurs fiel von 98,29 Ultimo April auf 98,21 Ultimo Mai, d. h. 0,08 Prozent. Weit stärker ist das Kursniveau auf anderen Gebieten des Marktes der festverzinslichen Werte gesunken, so vor allem bei den Obligationen von industriellen und Bergwerksgesellschaften, wo der Rückgang von April auf Mai 2,07 Prozent betrug. Der Kurs dieser Werte ist damit auf 101,14 angelangt. Absolut am erheblichsten fällt die Kursbuße bei den ausländischen Staats- und Kommunalanleihen ins Gewicht. An der Gesamtverminderung partizipieren diese mit rund 220 Millionen Mark. Ihr Kursstand war Ende April 94,82, Ende Mai 94,06; die Kursbuße beträgt also 0,76 Proz.

Auf Grund der Kursrückgänge der Reichs- und der preußischen Staatsanleihen setzt gegenwärtig zahlreiche Federn in Bewegung, um die Ursachen dieser Erscheinung, sowie Mittel zur Abhülfe zu erörtern. Dabei wird jedoch vielfach übersehen, daß der Kursrückgang sich keineswegs ausschließlich auf die heimischen Staatsanleihen beschränkt, sondern den Gesamtmarkt der festverzinslichen Werte überhaupt kennzeichnet. Die ziemlich verbreitete Annahme, daß der dreiprozentige Zinsfuß keine hinreichende Anziehungskraft auf den Kapitalmarkt ausübe, kann nicht zutreffend sein, wenn wir sehen, daß auch bei den höher verzinslichen Werten der gleiche oder ein noch stärkerer Rückgang des Kurses beobachtet wird. Zum mindesten ist der Kursrückgang der deutschen Staatsanleihen während des Monats Mai nicht auf die Höhe des Zinsfußes zurückzuführen, da in diesem Zeitraum die besserverzinslichen Werte noch stärker im Kurse gefallen sind als die deutschen Staatsanleihen. Für den Gesamtmarkt der festverzinslichen Werte, soweit diese an der Berliner Börse gehandelt werden, stellte sich der Durchschnittskursus Ultimo Mai auf 95,80 gegen 96,36 Ultimo April. Der Kursrückgang beträgt also annähernd ein halbes Prozent oder genau 0,47, was einer Wertverminderung von im ganzen rund 920 Millionen Mark entspricht. An dieser Wertverminderung sind die deutschen Staatsanleihen mit rund 11 Mill. lionen Mark beteiligt. Ihr Kurs fiel von 98,29 Ultimo April auf 98,21 Ultimo Mai, d. h. 0,08 Prozent. Weit stärker ist das Kursniveau auf anderen Gebieten des Marktes der festverzinslichen Werte gesunken, so vor allem bei den Obligationen von industriellen und Bergwerksgesellschaften, wo der Rückgang von April auf Mai 2,07 Prozent betrug. Der Kurs dieser Werte ist damit auf 101,14 angelangt. Absolut am erheblichsten fällt die Kursbuße bei den ausländischen Staats- und Kommunalanleihen ins Gewicht. An der Gesamtverminderung partizipieren diese mit rund 220 Millionen Mark. Ihr Kursstand war Ende April 94,82, Ende Mai 94,06; die Kursbuße beträgt also 0,76 Proz.

• **Metz**, 7. Juni. Weizen, 1. Qualität, trockene Ware, 17,20, 2. Qual. 16,20 3. Qual. —,— Mk. Roggen 1. Qual. 14,70 2. Qual. 12,80 Mk. Hafer, 1. Qual. 12,40, 2. Qual. 11,40 Mk (Alles per 100 Kilo.) Heu per 50 Kilo 2,50 bis 3,00 Mk. Hygienestroh per 50 Kilo 3,00 Mk. Maschinenstroh per 500 Kilo 13 Mk. Flegeldrusch per 500 Kilo 15 Mk. Kartoffeln per 50 Kilo 3,00—3,50 Mk. Kartoffeln niederiger Rübol per 100 Kilo in Partien von 100 Zentner (ohne Faß) 47,5 Mk. Rübol per 100 Kilo faß weise (ohne Faß) 47,75 Mk. Vereinigtes Oel per 100 Kilo 3 Mk höher als Rüböl. Rübökuchen per 1000 Kilo 91 Mk. Rübökuchen in kleineren Partien 95.— Mk. Kleie per 50 Kilo 5,— Mk. Eier per Schok (100 Stück 7,00 Mk. Butter per Kilo 2,30 Mk. Rüböl und Kuchen unverändert.

Kurse der Berliner Börse vom 7. Juni 1904.

(Mitgeteilt von der Effekten-Treuhandbank.)

3½% deutsche Reichsanleihe	102,—	Hapag Dtsch. u. Südam.	2,6 —
3½% deutsche Reichsanl.	90,25	Hibernia	136,90
3½% preuß. Consol.	101,80	Hörder L. A.	144,10
3% "	90,25	Hösch	245,—
Deutsche Bank	219,50	Kölner Bergwerk	428,50
Diskonto-Komm.	186,60	Königsborn	158,—
Essener Credit-Act.	161,50	König Wilhelm St.-Act.	233,—
Buch Wit.-Brauerei	119,50	" Pr.-Act.	810,—
Gebr. Maier	—,—	Kupfersbusch	182,—
Glückauf Brauerei	—,—	Laurahütte	241,10
Henkel	90,50	Louise Tiefbau St.-Act.	44 90
Schlegel	147,—	" Pr.-Act.	107,90
Nienner Guß	70,—	Magdeb. Bergw.	—,—
Rhein. Margarethe-Act.	118 25	Mansfener	120,—
Rreuberg	780,—	Mend.-Schw. St.-Pr.	94,90
Baroper Walzwerk	84,—	Nordd. Lloyd	102,—
Bochum-Gelsenkirchener Straßenbahn-Act.	127,75	Nordstern Bergw.-Act.	241 80
Bochum. Bergw. L. C.	67,—	Phönix Bergw. L. A.	162,50
Bochumer Gußst.	191,—	Rheinische Stahlwerke	—,—
Charlottenhütte	57 50	Rhein.-Westf. Kalkw.	118,—
Concordia	321,—	Rombacher Hütte	205,70
Consolidation	419,10	Rothe Erde Dortmd.	55,—
Dortmund Enschede	—,—	Schalker Gruben	494,—
Dortmunder Union L. C.	84,—	Schantz Knaudt	161,—
Eschweiler	—,—	Buderus f. d. nördl. Kohlenrevier	244,—
Fahrzeugfab Eisenach	—,—	Bergw. Treptowhütte	157
Friedr.-Wilhelms-Hütte	118,50	Westf. Stahlwerke	128,50
Gelsenkirchener Bgbl.	97,—	Zimmer Glashütten	107,10
" Bergwerk	218,60	Wiltener Gußstahl	159,25
Georgs-Marienh.-St.-Act.	108 25	Kurz Amsterdam	168,70
St. Pr.	128,—	" London	20,40
Hagener Guß	—,—	Brüssel	81,—
Harpener:	199,70	Paris	81,15
Privat-Diskont	2¼%	Wien	85,15

Tendenz: Still.

Verantwortlicher Redakteur F. J. Knappe in Bochum.
Verlag und Rotationsdruck der Märkischen Vereinsdruckerei.



Nr. 128. | Gratisbeilage zur Westfälischen Volkszeitung. | 3. Juni 1904.

Der Schatz von Thorburns.

Von Frederick Boyle.

Verdeutscht durch E. Deichmann.

(Nachdruck verboten.)

Herr Esking saß eine Zeitlang und rauchte in tiefem Nachdenken, dann erhob er sich, überzeugte sich, daß die Tür verschlossen war, und öffnete die altertümliche Truhe. Bis an den Rand war dieselbe mit gelben, verblaßten, vermoderten Pergamenten gefüllt, welche sämtlich entrollt und in je zwei Ecken durchlocht waren. Methodisch schob er sie durch diese Löcher auf zwei topfose geglättete Nägel welche in die Innenwand der Kiste eingeschlagen waren; so daß eine Bewegung seiner Hand den ganzen Haufen wieder über den unterliegenden Gegenstand ausbreiten konnte. Dieser Meister nachdenklicher Künste verließ sich nicht ausschließlich auf Riegel und Schlösser. Es ist schon vorgekommen, daß man in der Aufregung einen Schlüssel umzudrehen vergaß. Wenn eine Unterbrechung kam, wurde eine Bewegung diese Masse raschelnder Pergamente über den Gegenstand werfen, den er zu verbergen wünschte.

Nach Aufhaltung des letzten Blattes war ein lederner, mit Metallreifen beschlagener Kasten oder Koffer sichtbar geworden. Während der letzten 24 Stunden hatte er denselben so weit gereinigt, daß der Moder und Verfall einer Reihe von Jahrhunderten entfernt war. Die Stelle, an der er gelegen, war trocken gewesen, und zweifelsohne hatte ihn außerdem eine eichene Holzkiste geschützt. Obgleich das Leder stellenweise verrottet, und das Metall verrostet war, hielt das Ganze doch zusammen, und der Verschluß widerstand allen Oeffnungsversuchen, welche in dem beengten Raum der Truhe gemacht werden konnten. Der Koffer war zu schwer, um von einem Manne allein herausgehoben werden zu können. Wiederum betrachtete Herr Esking denselben mit blitzenden Augen. Gewissermaßen entband ihn Georgs Flucht von seinem Versprechen. Da er die ganze Gefahr, die ganze Strafe auf sich genommen hatte, konnte er auch den Preis des Unternehmens fordern. Aber keinerlei Gründe vermochten die abergläubische Scheu zurückzudrängen, mit welcher Herr Esking sein Ehrenwort heilig hielt. Er blickte hin und überlegte die Schlagweite, bis er in einem Augenblick übermächtigen Verlangens an den Metallreifen riß. Sie blieben fest; ein Brecheisen war notwendig. Er erhob sich, um eines zu holen, und während der so entstandenen Pause erwachte in seine Skrupel von Neuem. Schließlich hatte er noch Zeit genug. Wenn diese Gefahr vorüber wäre, würde Georg ihn gewiß von seinem Ehrenworte entbinden — derselben würde nur zu froh sein, seine ganze Verbindung mit dieser peinlichen und demütigenden Geschichte zu beseitigen. War dies nicht der Fall, so konnte doch keinesfalls gegen eine Persönlichkeit von seiner angesehenen Lebensstellung ein summarisches Prozeßverfahren durchgesetzt werden. Er hatte noch Zeit genug. Fieberhaft warf er die Pergamente wieder über den Koffer und verschloß die Truhe.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Der Zusammenbruch.

Um zehn Uhr am nächsten Morgen erschien Eldred in Klein-Thorburns und wurde freundlich empfangen; nur ein ganz klein wenig bleich war das Gesicht des Altertumsforschers, und seine festen Lippen zeigten das denkbar geringste Zucken, als er bei seinem Gruße verbindlich lächelte. Keiner von ihnen bot dem Andern seine Hand.

„Sie warfen drei Fragen auf, mein Herr," begann Eldred ohne weitere Einleitung, „als ich zum ersten Mal von der zwischen uns schwebenden Streitsache sprach. Sie verlangten, ich sollte beweisen: erstens, daß ich einen Schatz gehabt hätte; zweitens, daß derselbe gestohlen worden wäre; drittens, daß Sie sich an diesem Diebstahl beteiligt hätten. Ich bin meinerseits jetzt in der Lage nachzuweisen: erstens, daß Sie glaubten, unter dem ältesten Teile meines Hauses wäre ein Schatz vergraben; zweitens daß der Fußboden, wo Sie vermuteten, daß dieser Schatz läge, vor wenigen Wochen durchwühlt worden ist; drittens, daß Sie eine der Persönlichkeiten sind welche diese Nachgrabungen veranstalteten."

„Dann wird es am besten sein, wenn wir unsere Gedanken auf den dritten Punkt konzentrieren. Lassen Sie mich Ihre ausführliche Begründung desselben hören."

„Georg Geneft, Ihr künftiger Schwiegersohn" —

„Gestatten Sie mir, daß ich Sie unterbreche. Diese Einleitung, so sorgfältig dieselbe, wie ich bemerke, vorbereitet und so dramatisch wirksam sie zweifelsohne auch für Sachverständige in derartigen Dingen sein mag ist vollständig unzutreffend. Georg Geneft ist nicht mein künftiger Schwiegersohn."

Dieser Gegenhieb war zur rechten Zeit und mit voller Kraft geführt worden. Er brachte Eldred gleich im Anfang in Verwirrung, da neue Gedanken unwiderstehlich sein Gehirn durchblitzten, und erschütterte den einfachen und entschiedenen Vorsatz, der ihn bis dahin erfüllt hatte. Als er wieder begann, war sein Ton weniger entschlossen, nicht, weil sein Wille schwächer, sondern weil sich seine Gedanken zersplittert hatten.

„Ich wünsche nicht, von Herrn Geneft mehr als notwendig zu sagen, es sei denn, daß Sie mich dazu zwingen. Sie wissen, nicht besser als ich, aber ebenso genau, welches Zeugnis er ablegen kann. Die Tatsache, daß ich ihn vorladen lassen kann, und daß er sich nicht weigern wird, sein Zeugnis abzulegen, ist ausreichend. Wenn ich mich nicht sehr irre, wird er aber nicht einmal notwendig sein, sein Zeugnis zu erzwingen. Ich kann die Hilfe des Gerichts aus Grund der handgreiflichen Tatsachen in Anspruch nehmen."

„Nun, so tun Sie das, mein Herr! Aber in diesem Falle ist es zwecklos, daß Sie sich an mich wenden."

„Keineswegs. Ich unterbreite Ihnen diese Dinge zur Erwägung, Herr Esking, in der zuversichtlichen Hoffnung, daß Sie die schwere Gefahr erkennen, welcher Sie sich aussetzen, wenn Sie in Ihrer Hartnäckigkeit verharren, und daß Sie mir mein Eigentum zurückgeben werden. Ich bin jetzt darüber aufgeklärt, daß Sie kein Dieb sind, sonst würde ich nicht so sprechen. Es ist eine an sich harmlose, auf das höchste Maß gesteigerte Sammellust, welche Sie zu Ihrer Tat antrieb — das Gericht würde dies schwerlich als Milderungsgrund anerkennen. Aber ich darf es, und ich tue es, bedenken Sie wohl, mein Herr, wie aussichtslos Ihr Widerstand sein würde. Sie laufen die Gefahr einer schrecklichen Strafe und erreichen keinerlei Vorteile dadurch. Georg Geneft wird bekennen —"

„Sie sprechen sehr zuversichtlich von Georg Geneft! Vielleicht wissen Sie, daß er England verlassen hat?"

„Ich wußte es nicht, aber die Tatsache an sich ist unwesentlich. Man wird ihn auffinden können."

„Sie unterschätzen die Wirkung Ihrer eigenen Persönlichkeit. Ein junger Mann kann durch solche Muskeln, wie die Ihren, und solch einen Ruf, wie er Ihnen vorangeht — besonders, da er gerade krank war —, leicht übermütigt werden. Aber es ist nicht so sicher, daß man ihn bei kaltem Blute und aus der Entfernung dazu einschüchtern könnte, einen Meineid zu leisten."

„Es würde Genefts Sache sein, auf diesen Hohn zu antworten, nicht die meine. Jetzt, mein Herr, fordere ich Sie zum letzten Male auf, die Sache gänzlich auszugleichen. Gestern fand ich mit Hilfe von Herrn Wace Duskow die Stelle, wo einige Personen auf meinem Boden gegraben und Etwas entfernt haben. Sie füllten das Loch mit allerlei Plunder, worunter sich dieser Fetzen von einer Zeitung fand. Er zeigte einen beschmutzten, aber vollkommen trockenen und lesbaren Zeitungsausschnitt."

„Was ist das?"

„Ein Ausschnitt aus den Schiffsnachrichten vom ersten August, mein Herr. Derselbe meldet die Abfahrt des Schiffes, mit dem ich vom Cap kam."

„Wie bringen Sie das in Verbindung mit mir? Ich wußte nichts davon, wann Sie abgereist. Unsinn!“ Diese Einwendung war schwach. Die neue, ihn belastende Tatsache hatte Herrn Esking für den Augenblick außer Fassung gebracht.

„Ich vermute, daß Simmons die Notiz ausschnitt und sie dann im Ulkdurm verlor. Ihr Tun war es dann, was dieses für Sie vernichtende Beweismittel am Ort Ihrer Tat erhielt.“

„Ich habe jetzt mehr als genug von all dem gehört, Herr Thorburn. Wenn dieser Zeitungsfetzen, den Sie vermutlich selber irgendwo ausgeschnitten haben —“

„Sehr wohl!“ unterbrach ihn Eldred, sich erhebend. „Ich will nur noch bemerken, daß Herr Onslow ihn fand, nicht ich. Der Himmel weiß, wie tief es mich betrüben wird, mein Herr, aber wenn Sie nicht hören wollen, wenn Sie entschlossen sind, mir das Meine vorzuenthalten, so muß ich handeln — ich muß und ich werde! Ist es in der Tat Ihr letztes Wort, Herr Esking? Ich flehe Sie an, as sich wohl zu überlegen!“

Ich habe keine Veranlassung, irgend Etwas zu überlegen. Dies ist mein letztes Wort!“

„Dann muß das Gericht zwischen uns entscheiden!“ Er verließ das Zimmer, jetzt bleicher, als der Mann, den er beschuldigte, mit Verzweiflung aber zugleich auch unerbittlicher Entschlossenheit in seinem Herzen. In der Haustür begegnete er Hilda; — ihre mutige Zuversicht war völlig gebrochen. Ihr Gesicht war totenblaß und ihre, von Schlaflosigkeit gerötete Augen glühten fieberhaft.

„Wie hat es sich entschieden?“ fragte sie ängstlich, alle Verstellung jetzt von sich werfend. Er vergaß gleichfalls, daß dieses Mädchen nichts von den Tatsachen erfahren sollte.

„Ihr Vater ist unerschütterlich. Bieten Sie Ihren Einfluß auf, Fräulein Esking. Ich werde bis morgen warten — länger, wenn Sie es wünschen!“ Damit verließ Eldred sie. Sie ging sogleich nach dem Urkundenzimmer, wurde aber mit kurzen, harten Worten zurückgewiesen. Hilda wußte jetzt recht wohl, daß alles Bitten und Flehen nutzlos sein würde.

Sich selber überlassen, begann Herr Esking seine Vorbereitungen, um der Krisis zu begegnen. In einer Hinsicht standen die Dinge nicht ganz so verzweifelt für ihn, als es schien. Gegen den Indizienbeweis des unbefugten Eindringens in fremde Räumlichkeiten mußte er sich zu verteidigen suchen, so gut es eben ging. Die Drohung mit Georgs Geständnis beunruhigte ihn nicht eben sehr. Wenn der junge Mann erst bei Kräften wäre, würde er sich die Sache noch reiflich überlegen. Nun blieb noch der Schatz selbst. Herr Esking hielt es jetzt für möglich, daß auf Thorburns Antrag ein Haussuchungsbefehl erlassen werden könnte, und er fühlte sich überzeugt, daß die Erwirkung desselben einer der ersten Schritte seines Gegners sein würde. Er wagte es nicht, den Schatz so plötzlich fortzusenden. Ihn irgendwo im Hause zu verbergen, wo ihn dieser halbwilde Pfadsucher nicht finden könnte, würde verzweifelt schwierig sein. Außerdem war der Koffer viel zu schwer, um von ihm allein bewegt werden zu können. Unter gewöhnlichen Umständen eine hoffnungslose Lage.

Aber, wie Wace Onslow schon erwähnt hatte Herr Esking vielerlei von Kapitän Thorburns gekauft, Manuskripte, Silbergeschirr, Bücher und sonstige Kleinigkeiten. Einige davon waren Archäologen bekannt, andere in Kunstzeitschriften abgebildet, andere in den Berichten der einen oder der anderen Gesellschaft erwähnt und beschrieben. Unter den Sachverständigen war es allgemein bekannt, daß er eine große Zahl dieser Stücke besäße, über welche er niemals etwas veröffentlicht, oder die er auch nur gezeigt hätte. Und diese waren, wie man glaubte, die seltensten und kostbarsten von allen. Hierin lag sein Schutz. Er beschloß, den kleinen Foliband seines Katalogs, welcher die Erwerbungen von Kapitän Thorburn enthielt, derart nochmals abzuschreiben, daß er hier und dort leere Stellen ließ, und sie dann mit kurzen Beschreibungen der Gegenstände auszufüllen, die er in der ledernen Kiste finden würde. Hierdurch würde die Beute seines nächtlichen Raubzuges im Verzeichnis der Schätze, welche ihm nachweislich schon seit langer Zeit gehörten, derart verborgen sein, daß ihr Vorhandensein keiner Erklärung bedürfte. Der Plan war ebenso leicht auszuführen, als klug ersonnen.

Viele Seiten des kleinen Bandes waren bereits bekannt gegeben und gedruckt worden, aber nur in abschriftlichen Auszügen. Dies Original-Exemplar war noch keiner Menschenseele gezeigt worden, und da dan die Auszüge die Ursprünglichkeit und Echtheit einzelner Teile beweisen würden, konnte niemand die Echtheit des ganzen Katalogs in Frage ziehen. Die lederne Kiste endlich konnte Niemand identifizieren; — er besaß noch zwei andere, die derselben sehr ähnlich waren.

Die angestrengte Tätigkeit eines Tages und einer Nacht würde diese Gefahr aus der Welt schaffen. Herr Esking machte sich sofort an die Arbeit.

Eldreds Gäste waren durchaus nicht an frühes Aufstehen gewöhnt; als er nach Hause zurückkehrte, saßen sie noch beim ersten Frühstück. Onslow sagte:

„Ich denke, Herr Thorburn, wenn Sie gütig genug sind, in dieser ruhigen und verstandeskühlen Stunde des Morgens Ihre Aeußerung von gestern Abend, daß mein Vater Ihnen hier willkommen sein würde, zu wiederholen, so dürfte es am zweckdienlichsten sein, wenn ich zu ihm zurückreiste, um ihn selber herzubringen. Sonst fürchte ich, daß keinerlei briefliche Beschreibung meinen Vater zu der erforderlichen Kraftanstrengung anspornen könnte. Den ganzen Tag würde er in jeder Halbstunde fieberhaft danach verlangen, hierher zukommen, aber in der nächsten Halbstunde den Aufbruch aus Bequemlichkeit wieder aufschieben.“

Dieser Vorschlag befreite Eldred aus einer Verlegenheit, die ihm bereits drückend geworden war. „Gewiß“, antwortete er. „Gesetzt, wir bestimmen einen Tag, welcher Sir Richard reichlich so viel Zeit gibt, als er bedarf, um zu einem Entschluß zu gelangen? Ich werde ihm ein paar Zeilen schreiben, und ihn auf heute in einer Woche einladen.“ Dann würde die Krisis vorüber sein, seine Klage gegen Herrn Esking entweder angestrengt oder endgiltig fallen gelassen, und der Estrich des Uhrturmes wieder in Stand gesetzt sein.

„Ich bin Ihnen sehr verpflichtet“, sagte Onslow, ein wenig überrascht durch diesen Vorschlag einer so langen Hinzögerung. „Dann werde ich mit dem Zuge um halb zwei Uhr abreisen.“

„Der Wagen wird pünktlich bereit sein. Sie werden mich entschuldigen, daß ich Sie nicht nach dem Bahnhofe begleiten kann.“

„Herr Onslow hat nur einen Handkoffer“, mischte Mendel sich in die Unterhaltung. „Wenn Sie mir Ihre Pferde anvertrauen wollen, werde ich ihn selber nach dem Bahnhofe fahren.“

Fortsetzung folgt.

Daidah.

Diese Enthüllung schmeichelte Naidah nicht wenig und so sagte sie etwas zaghaft: „Wie ist eigentlich alles so gekommen?“

„Ja, wie ist alles so gekommen,“ erwiderte Dundaff und es leuchtete unheimlich in seinen Augen, dachte er doch: „Sie liebt mich noch.“ Er schwelgte in diesem Gefühle und sein Blick glitt prüfend über das schöne, jetzt erregte Antlitz Naidahs. Er faßte den Entschluß, trotz alledem Naidah noch für sich zu gewinnen. Mochte sie zehnmal die Frau eines Anderen sein. Die Heiligkeit der Ehe existierte für ihn nicht. Naidah ahnte in diesem Augenblick, in dem sie sich der Führung Richard Dundaffs anvertraute, freilich nicht, welche Gedanken in denselben auftiegen.

Am Abend jenes Tages sah Wyndham Naidah ernst in die Augen und sagte, indem er ihre Hand ergriff: „Gerne wäre ich in der Sophienkirche allein Dein Führer gewesen, war es doch wohl das erste Mal, daß wir dort waren. In einem solchen Bau sollte man den großartigen Eindruck auf sich wirken lassen, ihn festhalten und denselben nicht durch Gespräche, die nicht zur Sache gehören, verloren gehen lassen.“

Naidah schlug ihren Blick nieder und sagte, sie hätte geglaubt, es sei ihm lieber, ungestört seinen Studien nachzugehen und da nun Sir Richard einmal gekommen sei, habe sie sich nicht unhöflich gegen ihn benehmen wollen.

Wyndham antwortete nichts darauf, ein schmerzlicher Zug gab sich in seinem Gesicht zu erkennen. Naidah entging es nicht. Sie fühlte in diesem Augenblicke gar wohl, wie sehr sie Wyndham, dem sie so viel verdankte, Unrecht tat. Es lag aber in ihrer Natur, über die schwer wiegenden Fragen von Recht und Unrecht sich leicht hinweg zu setzen. Lagen ihr doch ihre eigenen Interessen und Freuden immer am nächsten. Sie fühlte einen unzweideutlichen Reiz, eine Genugtuung darin, daß Sir Richard Dundaff ihr so zu sagen zu Füßen lag und sie meinte nur ganz als Weltdame zu handeln, wenn sie ihn nunmehr als Freund behandelte.

Bis jetzt hatte Wyndham alle Wünsche Naidahs sofort gewährt; es kam ihm gar nicht in den Sinn, ihre Beschlüsse darüber, wie der Tag zu verbringen sei, nicht gut zu heißen, selbst dann nicht, wenn beider Wünsche ganz auseinander gingen. Er ließ sie gewähren, war es doch sein größter Wunsch, sie glücklich zu sehen. Wie konnte er auch, sagte er sich, es erwarten, daß sie seine Interessen in dem Maße teile, wie er es sich gerne gewünscht hätte. Daß nun Naidah trotz der großen Nachsicht, die Wyndham mit ihr hatte, sich so wenig um seine Wünsche kümmerte, mußte eine so aufopferungsfähige Seele, wie Wyndham, befremden. Sowie jetzt Tag um Tag verging, konnte es ihm auch nicht verborgen bleiben, daß Naidah ihre Pläne so zu entwerfen wußte, und ihre Stunden derart einteilte, daß sie immer und immer wieder für einen größeren Teil des Tages Dundaffs Gesellschaft genoß. Dundaff gab sich alle erdenkliche Mühe, sich Naidah angenehm zu machen. So hatte er sich bei der englischen Botschaft für sie verwendet, um noch im letzten Augenblick eine Einladung für einen Ball für Mr. und Mrs. Wyndham zu erwirken. Wyndham hatte selbst keine näheren Beziehungen. Es war ihm bis dahin erwünschter gewesen, als Reisender vorerst unbemerkt zu bleiben. Naidah war aber hocherfreut über die Einladung; sie bestellte sich nun alsbald in einem der ersten Geschäfte eine elegante Balltoilette und Dundaff ließ es sich nicht nehmen, sie dahin zu begleiten, um die Farbenzusammenstellung mit ihr zu bestimmen. In seinen Kreisen genoß er nämlich im Fache der Damentoiletten den Ruf, einen sehr guten Geschmack zu besitzen, ja, er konnte sich rühmen, daß manche britische Schönheit ihre Toiletten nach seiner Vorschrift und Zeichnung hatte ausführen lassen. Am Nachmittage vor dem Feste war Wyndham nach der Kabriemoschee gegangen, die ihn wegen ihres byzantinischen Ursprungs interessierte.

Naidah hatte vorgezogen im Hotel zu bleiben.

Vielleicht nicht ganz unerwartet ließ sich Sir Richard Dundaff bei ihr anmelden. Er brachte ihr ein herrliches Blumenbouquet für den Abend. — — —

Blumengirlanden und exotische Pflanzen schmückten die Hallen und das Treppenhaus der englischen Botschaft, eines der stattlichsten Gebäude Konstantinopels. Eine zahlreiche Gesellschaft drängte sich durch die vielen Räume, in die Nähe der Gesandtin, die ihre Gäste mit ganz besonderer Anmut zu empfangen wußte. Naidah, die hier noch fremd war, erregte allgemeine Aufmerksamkeit, als sie am Arme Wyndhams und gefolgt von Sir Richard Dundaff, eintrat. Ihr langes weißes, mit Goldblumen durchwirktes Seidenkleid kontrastierte vorteilhaft mit ihrer weichen, weißen, von zartem Rot angehauchten Gesichtsfarbe. Ihr volles, goldblondes Haar war im Nacken in einen griechischen Knoten geschlungen. Um den Hals trug sie ein kostbares Perlenhalsband. Es war ein Schmuck, den ihre Mutter und ihre Ahnen getragen hatten. Mit verbindlichem Lächeln begrüßte sie die Gesandtin. Dieselbe hatte von Sir Richard Dundaff viel von Naidahs Schönheit und Anmut gehört und ließ sich sofort mit ihr und Wyndham in ein Gespräch ein. Sie stellte dann Wyndham einem türkischen Würdenträger vor, der geläufig französische sprach, während Sir Richard sich um Naidah bemühte und ihr in der Nische eines Fensters einen bequemen Sitz verschaffte, von wo sie einen Ueberblick über die elegante Versammlung und zugleich eine herrliche Aussicht auf den Bosporus hatte.

„Ich finde eigentlich sehr wenig Unterschied zwischen einer eleganten Gesellschaft in Venedig, Konstantinopel oder London,“ bemerkte Naidah, nachdem sie einige Zeit das Treiben um sich her beobachtet hatte. „Wenn hier die roten Fez der türkischen Paschas oder Beys dieser Gesellschaft nicht etwas fremdartiges gäben, so könnte man sich ebensogut auch anderwärts als in der Türkenstadt wähnen.“

„Und doch liegt für den Fremden ein ganz besonderer Reiz darin,“ sagte Sir Richard Dundaff, „den Eindruck einer solchen Gesellschaft zum ersten Male auf sich wirken zu lassen und dabei beinahe von niemand gekannt zu sein, außer von der einen, für welche man sich allein interessiert.“ Seine letzten Worte begleitete Sir Richard mit einem schwärmerischen Blick, während Naidah auf das vom Mond erleuchtete Meer hinaus sah. Sie war eine romantisch angelegte Natur. Neben dem Roman ihrer Verheiratung, der Liebe, die ihr Wyndham entgegengebracht, hatte es für sie einen besonderen Reiz, einen so glänzenden Anbeter wie Sir Richard zu haben, und sie lieh daher leichtsinnig seinen Schmeicheleien ein williges Ohr.

„Wie schön Sie heute sind,“ sagte Dundaff nach einer Pause, „Sie sind die Königin; doch da beginnt der Tanz.“

Im nächsten Augenblicke waren sie in der Mitte des Tanzsaales angelangt. Man gab der schönen Frau den Vorrang, und so war Naidah die erste nach der Gesandtin, die den Ball eröffnete. Sodann kam der Gesandte auf sie zu und engagierte sie für die nächste Tour, was einer Fremden gegenüber als eine ungewöhnliche Auszeichnung angesehen wurde. Bald war sie von allen umschwärmt und bewundert, ein Jeder wollte der schönen Venezianerin vorgestellt werden, die Ehre haben, mit ihr zu tanzen. Niemand war über diese allgemeine Huldigung, die man Naidah entgegenbrachte, weniger erstaunt als Wyndham. Auch war es ihm lieb, daß Naidah den Abend nicht ausschließlich von Sir Richard Dundaff in Anspruch genommen wurde. Die Intimität, die in so kurzer Zeit zwischen Naidah und Sir Richard Dundaff entstanden war, berührte ihn schmerzlich, doch legen groß angelegte Naturen auch bei ihren Mitmenschen einen großen Maßstab an; er achtete und liebte Naidah mit ganzer Seele und zweifelte auch nicht an ihrer Liebe, hatte er ihr doch sein ganzes Leben zu Füßen gelegt. Trotzdem erfüllten ihn bittere Gefühle, als er Naidah und Sir Sir Richard Dundaff am Ende des Abends beim Souper scheinbar in intimster Unterhaltung beisammen sah. Oefters war er im Laufe des Abends zu Naidah gegangen, um nach ihr zu sehen und hatte versucht, mit ihr einige Worte zu wechseln, doch vergebens; jetzt blickte Naidah wohl manchmal zu ihrem Gatten hinüber, der bei der Gesandtin saß, aber sie fühlte sich nicht gedrängt, ihm ein herzliches Wort zu sagen. Trotzdem erwiderte Wyndham ihre Blicke vertrauensvoll. Um Sir Richard Dundaffs Lippen aber spielte ein selbstzufriedenes Lächeln, er war sich wohl bewußt, daß es ihm wieder einmal gelungen war, das eheliche Glück zweier Menschen zu stören.

Ehe sie sich trennten, sagte Dundaff noch zu Naidah, daß er für sie bei Ali Pascha, den er persönlich kannte, die Erlaubnis erwirkt hatte, dessen schöne Frau besuchen zu dürfen. Natürlich ließ es sich Sir Richard nicht nehmen, Naidah selbst dahin zu begleiten und somit wieder Gelegenheit zu haben, mit ihr allein zu sein.

16. Kapitel.

Als Dundaff am nächsten Tage mit Naidah im Wagen saß, sagte er, spöttisch vor sich hin lachelnd: „Es wundert mich eigentlich, wie wenig eifersüchtig Ihr Mann ist. Ich muß gestehen, wenn ich das Glück hätte, Sie mein nennen zu dürfen, ich würde und könnte nicht so gleichgiltig sein, wie er es ist.“

Am Fuße der Treppe, auf welcher eine ganze Reihe phantastisch gekleideter Sklavinnen aufgestellt war, wurde Naidah von einem Eunuchen empfangen. Eine der Sklavinnen geleitete sie in das Gemach der Leilah Hanum, welche sich graziös in einen Divan gelehnt hatte und sich langsam erhob, als Naidah eintrat.

„Wie freue ich mich, Sie kennen zu lernen,“ sagte sie in gebrochenem Französisch. „Die englische Gesandtin hat mir gesagt, Sie kämen von Venedig und hätten den Wunsch geäußert, einmal eine Türkin in ihrem Heim zu sehen.“

„Wie überaus freundlich von Ihnen, mich zu empfangen,“ erwiderte Naidah, „schon längst war es mein Wunsch, einmal die Märchenwelt eines Harems zu betreten, und ich muß gestehen, Sie kommen mir vor wie eine Zauberkönigin in dieser Zauberwelt.“

Lailah Hanum seufzte tief auf und sagte: „Sie haben Recht, unser Leben steht ja gleichsam unter einem Zauberbanne, und ich fürchte, wir werden bis an unser Lebensende nie davon erlöst oder befreit werden. Doch erzählen Sie mir etwas von Ihren Reisen,“ fuhr sie fort und lud Naidah ein, sich neben sie auf den Divan zu setzen. „Zu denken, daß Sie jetzt hier sind, vor kurzer Zeit in Venedig waren, und wohl in wenig Tagen wieder weiter reisen werden, ist mir unfaßbar.“

Sie stützte dabei nachdenklich ihren Kopf auf die mit herrlichen Edelsteinen geschmückte Hand und sah Naidah wie ein Kind, das auf eine Geschichte wartet, fragend an.

Naidah hatte indessen nur den Wunsch, daß Leilah von ihrem Leben erzählte, und war daher froh, als diese nach einer kleinen Pause wieder das Wort ergriff und sagte:

„Ich weiß kaum von einem anderen Orte in der Welt, als von Stambul; zwar habe ich eine dunkle Erinnerung von einem Lande am Euphrat, wo ich als junges Mädchen noch frei herumlief, bald Rosen, bald Früchte pflückte, am Wasser spielte und meine Füße badete. Dies Land werde ich wohl niemals wiedersehen,“ fügte sie nachdenklich hinzu.

Naidah betrachtete sie mit wachsendem Interesse.

„Sie haben wohl noch Angehörige in Ihrer Heimat“, sagte sie, da Lailah, in sich versunken, schwieg.

„Ich weiß es nicht,“ antwortete Lailah. „Eine meiner frühesten Erinnerungen ist, daß mich meine Eltern aus Not verkauften, und daß ich dann mit anderen eine Reise hierher gemacht habe. Hunger, Durst und Kälte haben wir in reichem Maße erlitten, bis mich mein Pascha Effendi sah und kaufte.“ Sie hielt plötzlich inne, wie wenn es sie reute, so viel erzählt zu haben; diese europäische Dame war ihr doch ganz fremd, wie kam sie dazu, derselben ihre Lebensgeheimnisse zu enthüllen? Aber Lailah war ein Naturkind. Sie legte sich keinerlei Schranken auf und handelte und sprach je nach Laune oder Stimmung. Ehe Naidah gekommen war, hatte sie über ihr Leben nachgesonnen, so daß es ihr in diesem Augenblick fast Bedürfnis war, darüber zu sprechen.

Naidah hätte gern noch mehr aus Leilahs Leben erfahren, doch die Türkin brachte das Gespräch auf andere Gegenstände und richtete nun Fragen über Fragen an die Fränkin.

„Sagen Sie mir doch,“ begann sie in lebhaftem Tone, „war das Ihr Mann, der Sie herbegleitete? Als ich Ihren Wagen kommen hörte, sah ich nämlich durch dieses Gitter herab auf die Straße und sah einen schönen Herrn an Ihrer Seite.“

Naidah antwortete errötend: „Nein, es war nicht mein Mann, sondern ein Freund.“ Da sie Lailah daraufhin sonderbar fragend ansah, fügte Naidah hinzu, daß ihr Mann sehr mit Studien beschäftigt sei und sie deshalb das Anerbieten dieses Herrn, den sie schon lange kenne, sie zu begleiten, angenommen habe.

„Ebenso merkwürdig als schön finde ich dieses Vertrauen, das die fränkischen Männer in ihre Frauen setzen,“ bemerkte Lailah, „nur möchte ich wissen, ob dies Vertrauen nicht in vielen Fällen mißbraucht wird.“

Bei dieser Frage errötete Naidah abermals und Lailah Hanum bemerkte dies wohl. Sie fragte in ihrer naiven Weise weiter, ob ihr Gatte ebenso anziehend wäre, wie der galante Freund, und Naidah bejahte diese Frage eifrig. Sklavinnen kamen jetzt mit Süßigkeiten und dampfendem Mokka herein, so daß die Unterhaltung sich wenden mußte.

Als sie wieder allein waren, bat Lailah vertraulich an: „Sehen Sie ‚mein Pascha Effendi ist weder schön noch jung, er hat mir aber so viele Wohltaten erwiesen, daß ich ihn wirklich liebe. Ich denke zwar oft daran, wie es sein wird, wenn ich alt und nicht mehr schön sein werde ‚aber mein Pascha Effendi hat ein gutes Herz, er wird mich deshalb nicht verstoßen.“

Naidah hörte ihr mitleidig zu. Wie wenig beneidenswert, dachte sie, ist doch das Los der türkischen Frau. Da saß Lailah in jugendlicher Schönheit, in glänzende Seide gehüllt und mit kostbaren Diamanten geschmückt, reizend, wie die Prinzessin eines Zaubermärchens da, und doch mußte sie bekümmert darum sein, daß ihr Mann in einer wechselvollen Laune sie einmal verstoßen könnte.

Die beiden, in ihrem Wesen so verschiedenen jungen Frauen plauderten noch lange mit einander. Naidah wollte mehr als einmal aufbrechen, sie dachte daran, daß Sir Richard Dundaff sie gewiß schon unten erwarte. Lailah aber nötigte sie immer wieder, zu bleiben.

„Sie müssen auch meinen Garten sehen,“ sagte sie, Mantel und Schleier von sich werfend, und geleitete Naidah auf einen Balkon, von wo aus sich eine unvergleichliche Aussicht auf den Bosporus darbot. Eine Treppe führte in einen herrlichen Rosengarten am Meere. Derselbe war von hohen Mauern umringt und nur nach einer Seite, nach dem Meer hin, offen; doch auch hier konnten keine unberufenen Augen eindringen. Die Türkin deutete auf ein schönes, geräumiges Boot, das auf den Wellen schaukelte. „Das ist mein Caique,“ sagte sie. „Zweimal in der Woche darf ich hinaus auf das Meer fahren; das ist meine größte Freude.“

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Reichshauptstadt.

Ms. Berlin, 8. Juni.

Katholisches kirchliches Leben. — Städtische Straßenbahnen.

Das Fronleichnamsfest hat unter den hiesigen Katholiken seine gewohnte Anziehungskraft bekundet; sämtliche Kirchen waren überfüllt, so daß die Prozession viele Mühe hatte, um sich in den Gängen fortbewegen zu können. Wenn nun auch im Innern der Gotteshäuser an Prachtentfaltung nichts gespart wird — die blumenstreuenden, weißgekleideten Mädchen fehlen so wenig, wie die Erstkommunikanten mit ihren Kerzen — so beschleicht Denjenigen, der „draußen in der Provinz“ aufgewachsen ist, doch ein Heimweh an diesem Tage: ein Heimweh nach der wohl einfacheren, aber gemütsreicheren Prozession im Heimatdorfe und das Mitleid mit den Kleinen, die jene Poesie nicht genießen können, die in einem freien Umzuge liegt. Die Maien an den Straßen, das Gras und die Blumen auf diese gestreut und dann erst die Böllerschüsse bei dem sakramentalen Segen! Dabei war es für uns ein Hauptspaß den kleinen Dicken mit seiner Trompete pusten und stöhnen zu sehen, besonders an heißen Tagen liefen ganze Schweißbächlein über dessen Gesicht. Von dieser frommen Poesie hat die Reichshauptstadt nichts und ihre Kinder dürfen sie auch nicht kosten. Wie sehr aber dies dem Gemüte zu gute kommt, zeigt uns ein Bemühen auf protestantischer Seite; am kommenden Sonntage will der Evangelische Verein der Kaiser Friedrich-Gedächtnis-Kirche im Grunewald einen Waldgottesdienst abhalten lassen, der aber trotz Kinderchor und Posaunenmeisterschaft nicht im entferntesten heranreichen kann an die schlichteste Prozession im verlassenen katholischen Dörfern! Die katholischen Vereine der St. Matthias-Gemeinde hielten gestern ihr Sommerfest ab, begünstigt durch bestes Festwetter, im Viktoria-Luise-Park. Die Beteiligung war eine sehr rege und der Kassenerfolg dürfte der schmucken Kirche bald den nötigen Stationenweg sichern! Die heutigen leeren Nischen für die Stationen schreien sämtlich nach einer Ausfüllung. Das schöne Fronleichnamsfest hatte die neue Liebfrauengemeinde im Südosten; es fand die seltene Grundsteinlegung für die Liebfrauenkirche statt. Der Feldpropst der Armee, der hochwürdigste Bischof Bollmar nahm diese unter zahlreicher Assistenz vor. Seit 1898 findet sich hier eine Notkapelle; dem Sammeleifer des Pfarrers Jeder ist es gelungen, viele Bausteine zu gewinnen, doch hat er noch manche nötig. Aus der von ihm hierbei verlesenen Urkunde, die in den Grundstein versenkt wurde, geht hervor, daß die im Jahre 1898 von der St. Michaelgemeinde abgezweigte Liebfrauengemeinde derzeit über 14 000 Seelen zählt. Für den Bau der Kirche hat das Ehepaar Heinrich und Julie Sonntag aus Wiesbaden 500 000 Mark gestiftet. Die Kosten für den Bauplatz mit 275 000 Mark sind durch Spenden aus ganz Deutschland aufgebracht worden. Die Grundsteinlegung gestaltete sich sehr feierlich; über 60 katholische Vereine mit ihren Fahnen nahmen an derselben teil. Möge nun der Bau ohne Unfall sich rasch erheben, um der Mutter Gottes Ruhm und Lob auch in der Reichshauptstadt zu verkünden; wer aber einige Mark zur Verfügung und hierfür keine Verwendung hat, möge es einmal bei Pfarrer Jeder versuchen, sie anzubringen. Wir glauben nicht, daß er sie zurücksendet! So hatten heuer die biesigen Katholiken einen Treffpunkt aber da wir leider nicht jedes Jahr einen Grundstein für eine neue Kirche legen können, so ist in uns die Frage aufgestiegen, ob es nicht dienlich sein würde, an dem urkatholischen Feste, dem Fronleichnamstage, eine Vereinigung sämtlicher Pfarreien herbeizuführen und alle Katholiken der Reichshauptstadt an einem Orte zu versammeln; das müßte den Zusammenhalt auch fördern! Die günstigen Verkehrsbedingungen ermöglichen die Ausführung dieses Gedankens; vielleicht tritt der hiesige Klerus der Idee näher. Die Tageseinnahmen könnten jeweils dem dringendsten Zwecke zugewendet werden.

Neue Bahnen in Berlin! so erscholl es gestern vom roten Hause! Man kann auf die verschiedenste Art die Reichshauptstadt kreuz und quer durchfahren, ohne daß man eine Droschke benutzt. Auffallend ist allerdings, daß die Stadtgemeinde selber kein einziges dieser Verkehrsmittel besitzt und den Aktiengesellschaften den Rahm abschöpfen läßt. Die weit fortgeschrittene ist hier Wien unter dem Regimente Lueger's! Nun wurde gestern auf dem „roten Hause“ eine Vorlage beraten, die 5 neue Linien auf Kosten der Stadt herstellen will; es ist höchste Zeit diesen Gedanken auszuführen. Die „Große Berliner“ ist nämlich alles, nur nicht entgegenkommend! Auch tritt erst 1919 das Jahr ein, wo deren Linien kommunalisiert werden können. Aber die Stadt soll sich beeilen auf einen solchen Betrieb einrichten, und da sind eine Anzahl eigener Linien eine sehr gute Vorschule dazu! Aber trotzdem fand die Vorlage nicht ungeteilte Zustimmung; ja, man hörte sogar den kaum glaublichen Vorschlag, den Bau der Linien einfach der — „Großen Berliner!“ zu übertragen! Ein solches Armutszeugnis klingt fast unerhört! Die Vorlage selbst wird in einer Kommission beraten und dürfte in dieser auch eine Mehrheit finden. Die lokalen Verkehrsmittel gehören heute der Gewinnsucht entzogen und in den Dienst der Allgemeinheit gestellt!